

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 15. Dezember 1916

Im Weinkelker.

(Bild aus der Champagne von Ludwig Quina.)

Wenn der Feldwebel Ludwig Brandes aus Ahmannshausen in Rheingau zufälligerweise ein Zuber gewesen wäre, so hätten die Brahmanen sicherlich behauptet, er wäre kurz vor seiner Menschwerdung ein afrikanischer Löwe gewesen. Denn er hatte noch schrecklich viel von dem Vieh an sich. Außerordentlich das drohende Haupt, die geschmeidige Kraftgestalt, die mächtigen Branten und das gewaltige Schreiten, innerlich die Unerfrockenheit, das Draufgängerum, die feilsche Gelassenheit und — den Blutdurst. Letztere Eigenschaft hatte sich nur in seinem Wesen unendlich verfeinert, denn ihn dürstete jetzt nur mehr nach jenem Edelblut, das in seiner Heimat aus dunklen Beeren floß. Und noch eine Löweneseigenschaft. Während er als afrikanisches Wildtier nur von Natur aus in sein eigenes Weibchen verliebt sein durfte, dehnte er als „homo sapiens“ den Begriff Verliebtheit etwas weitherzig aus. Er schützengerechte. Die Dämonen von Weib und Wein vererbte wohl seinem mollenen Weibchen Theresie so manche Stunde, und sie war herzlich froh, als ihr Mann, ungeliebt mit dem Landwehrlinien, ins Feld mußte, denn ihre naivere Kindersinn wählte dieses Feld frei von beiden verderblichen W.

Es war also sehr weise von dem Geschick, daß es Frau Theresie nicht Zeuge der folgenden Nachhänge sein ließ, die sich kurz nach dem Einmarsch der nassauischen Landwehrlinien in dem französischen Fledernour im Stappentum der Champagne abspielte. Denn sonst hätte Frau Theresie sicherlich die Nichtigkeit ehefräulichen Wählens in einer heillosen Jeremiade zum Himmel gellagt.

Freilich schien die Exposition zu dem Schauspiel eine durchaus heroische Färbung zu haben, an der selbst die zweifach besorgte rheingauische Ehegattin des Feldwebels Brandes ihre Freude gehabt hätte, wenn sie jetzt im unerbittlichen Gewölbe des vereinsamten Gutsbotes gefangen wäre, um zu sehen, wie ihr Löwenkinder Gemahlin, in der einen Hand den Säbel, in der anderen das Genie eines schwarzgekleideten Hauptes hielt, zu dem noch eine baumlange menschliche Fortsetzung gehörte, die ängstlich wie ein geangelter Hecht hin- und herzappte. „Sacredöbl!“ taubertwelschte Brandes den ruhmlos erzitternden Gutsverwalter an, der sich in seinen Tagen wand. „Es müssen Waffen in dem Gehöft verborgen sein. Ich habe den Auftrag, das Gebäude zu durchsuchen. Jahn Mann im Hof bewachen jedes Haar auf meinem Haupte. Wo sind die Waffen der Frantkireusen?“

Der baumlange Einsiedler des Gehöftes, ein vom gesüchteten Gutsverwalter zurückgelassener Verwalter, würgte hilflos ein paar französische Broden heraus. In seiner Hand zitterte eine Kerze, und ihr Schein warf die gespenstlichen Schatten der Ringenden an die feuchten Wände. „Hello — da steht die Lösung!“ würgte plötzlich der Feldwebel in die Höhe und rief sein Opfer an die Seite. Eine mächtige Gestalt, an der der Verwalter vorbeischießen wollte, duckte in der Mauer.

Da trat auch der zweite Unteroffizier in den Gang. „Aha — Hante, da werden sie liegen, die Waffen. „Deffneuus! Sacredöbl!“

Der zitternde Verwalter ließ einen Schlüssel im Schloß knarren, eine Tür sprang auf — und ein wohlbeleibter, süß-fäuliger feuchter Duft stieg Brandes in die morgenerliche Nase. Bei der Kerze Fladerschein erwiderte sich das Kennenauge des militärischen Löwen an der wohlgerundeten Bauchigkeit schummernder Häfer. Aber noch ein anderes Bildchen labte zum Liebesfluß auch das Herz des nassauischen Landwehrlinies. In einer dunklen Ecke des Kellers lag auf einem provisorischen Matratzenlager ein verführerisches, verhängnisvolles Weibchen.

„Sacredöbl!“ rief Brandes mit großmächtigen Augen. „Der Satan mimt es gut mit mir. Hantel. Die Arie droben einzuwaschen, Veltan aufstellen, den Mann da nicht aus den Augen lassen! Ich bleibe hier und unterlasse den Keller ganz allein.“

„Ma femme!“ jammerte der Verwalter und warf sich in die Knie.

„Zurück, es ist insam, eine respektable Dame so einzusperren! Wstidone! Schlußpunkt!“

Der Unteroffizier machte eine schneidende Wendung, langerte den verführerischen Verwalter vor seine Weine und trannte mit ihr die Zeppe hinaus in den Hof.

Feldwebel Brandes war mit den erdramatischen Dämonen Weib und

Wein allein. Er spreizte seine Beine wie der Kolof von Rhodus weitmächtig aus, besah sich die neu geschaffene Situation. „Hm — wie sollte er sich heute zu den verhängnisvollen Mächten stellen? Die Versuchung war groß. Er dachte seines Hauptmannes, der ihn mehr als einmal väterlich gewarnt hatte, Venus und ihre Milch, den Wein, über Gebühr zu verehren.

In den Gewissenskampfe bimmelte jetzt ein glodeshelles Frauenstimmchen hinein: „Monsieur Sergeant-major — id fürchten nicht wie meine Mann.“

Das Matragenperlföhen hatte sich erhoben und stand schlantiglebrig da. Blegam wie unsere Hausmiese und wildbändig wie eine Zigeunerin! dachte der Ahmannshäuser Vaterlandsverteidiger und beugte sich wohlgefällig das feindliche Geweißel. Madebreschen kann sie auch! Schnalzte sein Gemüth. „Haben Sie einmal in Deutschland gelegen?“

„Im Elsaß, als Bonne.“

„Don!“ rief Brandes befriedigt. „Aber jetzt — wo sind die Waffen?“

„Nur eine aben id — mes zeug!“

„Messieurs? Herren?“

„No — meine Augen, die bligen tun wie — comme un poignard! Dolch!“

„Ach, verstehe!“ schmunzelte der Feldwebel Brandes und erspürte, wie ihn ein wohlbelohntes Krabbeln durch die Fingerringe ging. Er warf seine Körpermächtigkeit näher an die lächelnde Nase heran, die sich furchlos stehen blieb. „Madame, ich schätze den Feind, wenn er tapfer ist. Und wenn sonst keine anderen Waffen hier versteckt sind, als die Dolche dieser Leute, so will ich mich schon selber davon wehren. Hm — Prachtstücken das! Und Prachtstücken — Schältern — und hm — Prachtstücken!“ Er schnarrte wie ein richtiger verliebter Löwe. Aber dann gab er sich einen Rud. „Psst, Brandes! Dich verfluchen in eine feindliche Madame! Das tut kein Rheingauer! Aber die verliebte Löwentimme schnarrte wieder: Ueber ein gelindes Bodentäteln und einen Kuß beim Wein geht keine Sehnsucht nicht! Ein Kuß beim Wein! Hm! Sein Nooh erwachte. Er beslopfte die Häfer und guckte in die dunklen Schattenecken hinter den hölzernen Diaböcken, ob dort nichts Verdröckiges läge.

Mit lächelnd — lauernden Blicken folgte ihm die unerfrockene Schöne. „Aber Sie genug gegucken, mon Sergeant-major?“

„Noch nicht genug in diese schönen Augen, Madame!“ schmeichelte der Ahmannshäuser Landwehrlinies und rühte mit seiner Zunge an das wohlgeformte Kinn der grätzigen Feindin heran. „Vor diesen schönen Augen könnte selbst ein nassauischer General kapitulieren. Aber diese Augen würden noch heller leuchten, wenn das Reckenblut der Champagne, das meine feine Nase in diesen Dauben wittert, Herz und Zunge befeuern würde!“

„Parbon, Monsieur — diese Wein gehört meine Gutsheeren“, wehrte sich die Holde feurig.

„Kriegsbeute, Madame!“ entschied Brandes mit mächtiger Galanterie.

„Sie sein nicht bonnete“, schmolzte das kirchliche Mäulchen.

„Aber durstig wie Holofernes, der nach Wein und Weib geschmachtet hat.“ Doch der Affyher im Kaufschiffen Kopf durch ein Weib verlor, dessen wollte sich Feldwebel Brandes derzeit absichtlich nicht erinnern. Er sah sich vielmehr nach einem Humpen um. In einer Ecke schimmerte ein Probierglaschen auf einer Holzstange. Ein Auerockshorn wäre ihm lieber gewesen, aber am Ende konnte man die Nagelprobe auch mit dem Fingerhut machen.

Er rühte an das größte der fünf Ungelähme heran und besah es gerührt. Er dachte an die rebenbüschende Heimat, an die Rheingauer Gelände, wo sie eben jetzt die reifschauenden Edelbeeren ferkelten, an Veleisigkeit und Gummigeistell-rüchte, und als aus der Höhe der dunkle Quell ins Glas ginstete, kante das Feldwebels Gesicht den verführerischen Ausdruck des fernschauenden Elias. Mein Auerockshorn soll leben! wolle er jubeln — aber da floste er. Er war in Bendeckland — was konnte ich wissen. Ueben kante sein Käpen Wisen bis ganz vorberkar. Da hielt er ihr rethol das Glas hin. „Madame — den ersten Schluß!“

Das Weibchen ließ die Lippen aufeinander. „Sie aber Verant, Monsieur — so tranen Sie meine hären Augen?“

„Wir sind in Feindesland“, sagte Brandes brückerlich.

Da rief sie ihm das Glas aus der Hand und trannt mit einem Zug das köstliche Auerockshorn aus. „Voll!“

Er schämte sich eheich. Dann schenkte er wieder ein und trannt ihr's

zu. „Darf ich mich beschämen lassen von einem schwachen Weibe? Er!“ Der Wein gluckte durch die Kehle. Brandes schnaufte hörbar auf. Das Raß schmiedte wie heimliche Traubenfestigkeit, Sonne und Stein mußten dieselben sein! Er schenkte wieder ein. „Wenn's nicht so spät wäre, müßten meine zehn Zungen herunter, daß sie mittschwelgen an der roten Quelle! Aber 's ist besser so. Madame, legen Sie sich getroßt auf Ihre Matrage —“

„D non — id trinken mit die brave Feind!“ Sie glühte ihn heiß an.

„Ah — fuhr Brandes angenehm gereizt in die Höhe. „Am Ende mich niedetrinken? Einen Ahmannshäuser Landwehrlinies? Willkommen, süße Gegerin!“ Er lockte und setzte sich rittlings auf eine Holzbank. Die Schlanke warf sich mit einem eleganten Schwung ihm gegenüber auf ein leeres Faß und blidete ihn herausfordernd an. „Ich glauben nicht, daß Sie können vertragen eine solche Wein. Alle Franzosen aben genug nach die fechte Glas.“ „Sieben mal sieben ist auch eine schöne Zahl. Haha-haha — wir kriegen Euch auch darin unter, meine Herren Franzosen!“

Und nun ging an ein Pokulieren, auf das der heilige Urban, der Schupp Patron der Weingolde, mit Reid aus den Wolken herabsah. Das Plauderzünglein der Französin löste sich, während die Kehle des deutschen Landwehrlinies mit jedem Glas durstiger wurde. Er scharmuzierte und flunkerte verliebtes Zeug in ihre Nachtaugen hinein, küßte ihre Hand und — bei Gott! — auch die Lippe mußte dran glauben.

Da gewachte er, wie sie bligschnell ihren Wein versterken weggeschüttete.

Holla! Er stugte. Durch sein noch immer sehr unverehrtes Gehirn bangte plötzlich wie manbener, ferner Gekonten: nimme dich in acht — in acht! Wenn die Strammelsbügel viel Trauf en gefessen haben, fängt man sie a leichtesten. Und der Holofernes pflanzte sich plötzlich berauscht und topflos vor ihm auf.

„Weim heiligen Urban — id will sehen, wie weit die Infamie —!“

Er stand auf und tat, als gäbe es nun in seinem Leib einen gewaltigen Dampf und Brand, ortelte und fiel tollend auf die Matrage. „Leer, wie das Faß des Diogenes soll das Faß — soll das Faß — schent ein, Bachtant! Diogenes — Dio —!“

Dann raffelte seine Kehle in wüßtes Gestammel hinein, und er schloß die Augen. Aber ganz, ganz heimlich zwinkerte er durch die Lidspalten nach der wildblidenden Zigarette, die seine sein Lager schlich. Nun septe er mit einem gewaltigen Schnorchen ein, daß die Häfer mitwaddelten.

Da begann Madame rasch und nervös an der Gewölkemauer zu hantieren. Ein Ziegelstein bröckelte sich plötzlich los und aus der Höhlung zog die Füchlin ein schäpftelchen hervor, ging damit zum lauchenden Faß und schüttete beim Spundloch ein weißes Pulver hinein.

Unter Brandes' blingelnden Lidern starrte Graufen und Entsetzen. Die Mienen der tüdischen Feindin schienen plötzlich häpferzehrt. Aber der rheinische Falstaff lag reglos und törenbreit auf der Matrage, nur seine Brust raffelte die Komodie zu Ende, und sein Louerauge sah, wie Madame Enemie zu dem Elsaß schlich und eine der Dauben ließ emporhob. Dann griff ihre Hand hinein —

Da hörte der schwiegebädete Rheingauer einen harten, klirrenden Ton, wie wenn Eisen aneinanderstieß. Der wohlbelantete Klang schredte seine Glieder zusammen — er warf seinen von der Dampfsporbel — Feinte halb gelähmten Leib empor und storte — in ein ungeschuldig lächelndes Engesgeseht. Wie wenn nichts geschehen wäre, mit gepielter Unbeholfenheit und leichter Kollerette schloßte der dunkle Engel vom Faß weg an sein Lager heran und ließ sich dort mit schauspielerischer Grazie in die Anie. „Mon Sergeant-major, das Reckenblut aben sich vermengt mit meine Blut zu ein wildes Feuer —“

Da packte Brandes den gefährlichen Weibsteufel an den Schultern, von denen das Licht geblüht war, und warf ihn der Länge nach auf das Lager.

„o so eidge, eidge Blut!“ schauerte sie zusammen. In ihren Augen parrie Schred.

„Ja, Madame, die Blut eines Verkarnt! Wutobend saukten sich seine Nidte in die Ihren. „Verstehen!“

Da polterte es draußen — die Tür knachte im Gefüge — an der Schwelle stand eine erdräunne Hochgeralt: sein Hauptmann.

„Brandes!“ riefte der Horn des Feindes. „Veroffen und verschlamp auf ein französisches Dirne!“ Er spie auf den Boden.

Da ließen die Krallen das Weib-

bild los, und der Landwehrlinies richtete sich stramm auf. „Herr Hauptmann — vor meiner Degradation soll mir diese da den Abschiedstrunk trendzen! Schent ein, Teufel!“

„Was soll das heißen?“ schäumte der Hauptmann.

„Daf ich meine Kerls vor Gift und Verrat bewahrt habe durch — Wein und Weib.“ Er rüttelte die Halbgeschämte zum Leben auf — mit weit aufgerissenen Augen sah sie auf dem Lager liegen — mit dunklem Faßquell, aus dem plötzlich der seine Duft bitterer Mandeln stieg, füllte er ein Glas und preßte es an ihre Lippen. „Sauf, Saton — daß dir die Eingeweide versten —“

Mit schredberglaffen Blicken storte sie ihn an — plötzlich brach sich ein verzweifetes Getreisch dumpf an den Wänden — da goß er ihr das rote, giftverfäurte Beerenblut zwischen den Winkzähnen hinab. In wilden Krämpfen schlug der schöne Teufel zu Boden. Leise schäumte der Wein auf den verzerrten Lippen.

„Die Waffen der Champagne!“ Brandes wies auf das Faß mit Wein und auf das — mit Waffen.

Der Hauptmann drückte ihm schoeratemend die Hand. „Brandes, weiß Gott, Sie haben Glück. Das Nest suchen wir lang und die Entbedung —“

— verbanden Herr Hauptmann meiner Leidenschaft für Venus und ihre Milch.“ Ein grimmes Schmunzeln sah unter dem martialischen Schnaubart. Es war der Ausdruck der Verachtung jeglicher Abstinenz.

Der Mann im Graben.

Von Erich von Salzmann.

Im Somme-Gebiet, Mitte August. In der feindlichen Presse beginnt bereits heute das Streiten darüber, wem die Schuld beizumessen sei, daß der große strategische Durchbruch und das Zurückwerfen der deutschen Heere an den Ahein nicht gelungen ist. Wir können es den Theoretikern drüben überlassen, sich untereinander zu janken, ob es an der Gesamtanlage gelegen hat, an der mehr oder minder großen Kriegserfährtheit des englischen oder französischen Soldaten, an der allgemeinen Unterschätzung des Gegners und der Ueberhöhung der eigenen Mittel oder was sonst noch für Gründe angeführt werden. Wir wissen es nämlich besser: der einzelne deutsche Soldat im Graben und mit ihm unsere Artillerie aller Kaliber haben den unerhörten Ansturm der Gegner gestoppt.

Als das siebenstägige Trommelfeuere vor gerade zwei Monaten sich zu jener Höhe steigerte, die bei unseren Feinden den sicheren Glauben erweckte, daß alles Leben in den deutschen Gräben erloschen wäre, da war leider auch ein Moment eingetreten, mit dem unsere Feinde gleichfalls nicht gerechnet hatten. Mit der vollkommenen Einordnung der Verbindungsgräben nach rückwärts und mit der Durchwühlung eines ganzen Geländebereichs durch die schweren Geschosse der Artillerie waren fast alle telephonischen Verbindungen zwischen den Besatzungen der vorderen Gräben und der höheren Stäben durchschossen worden. Eine Verständigung mittels des Fernsprechers war beinahe unmöglich geworden. Die Leitung der Schlacht durch den Feindern von der Karte aus, die weit hinten in dem mit Dugenden von Telephonen ausgestatteten „betannten unheimbaren Häuschen“ stattfindet, half, wenigstens für einige Tage genügt.

Der Mann vorn im Graben mit seinen Unteroffizieren und Offizieren, mit seinen Leutnants und Hauptleuten bis herauf zum Bataillonsführer, hand vollkommen auf sich allein, und diese Treuen sind es in allererster Linie, denen die Heimat es zu danken hat, daß die feindlichen Heere die große zu schlagende Lücke in unserer Weisfront nicht durchstuten konnten.

Die Vorbereitung des feindlichen Angriffs war in jeder Hinsicht mit so außerordentlicher Geschicklichkeit geschehen, daß unsere Auffassung nicht mit voller Bestimmtheit sagen konnte, gerade an diesem Punkt und an jenem Punkt muß unbedingt der Hauptstoß eintreten. An diesem Gesichtspunkt heraus war auch die außerordentlich schwierige Aufstellung unserer Abwehrartillerie angeordnet worden. Einzelnen den Erfahrungen mancher Schlachten des Wandschürigen Krieges spielt die Artillerie aller Kaliber in dem Weltkriege mit zunehmender Dauer eine immer größere, entscheidende Rolle. Wir können heute ruhig mit Gewißheit feststellen, daß ein Durchbruch unserer Linien an Stellen, an denen genügend schwere und leichte Artillerie rechtzeitig vorhanden sind, eine vollkommene Un-

möglichkeit ist. Die Präzision und die außerordentliche Technik der in Verbindung mit ihren eigenen Beobachtern und dem „Mann im Graben“ arbeitenden Artillerie sind heute so furchtbar, daß es auch dem tapfersten Soldaten besonders in größeren Massen unmöglich ist, den feindlichen „Feuerriegel“ zu durchschneiden. Dieser „Feuerriegel“ ist das Sperrfeuer aller Kaliber. Wie heute auf hoher See zur Abwehr eines Torpedobootangriffs nicht nur allein die früheren sogenannten Torpedobootwehrgeschütze arbeiten, sondern alle Kaliber diesen gefährlichen Feind bekämpfen, genau so wenden sich heute gegen den drohenden Angriff alle Kaliber der Artillerie der Feldschlacht, die ja in ihrer Kalibergröße nach der Erfahrung dieses Weltkrieges kaum noch eine Grenze kennt. Unsere Artillerie und der Mann im Graben sind in des Wortes wahrster Bedeutung treue Schwestern geworden. Wo sie zusammen arbeiten, da steht die Front unerschütterlich, und der anlaufende Gegner holt sich unfehlbar blutige Köpfe. Allerdings muß dazu die Artillerie stark genug an Geschützanzahl sein. In dieser Stärke liegt natürlich des Rätsels Lösung. Umgekehrt wird der Feind da angreifen versuchen, wo die gegnerische Artillerie am schwächsten ist, denn die Lehren, die uns der Weltkrieg aus einer tiefen Praxis heraus gebracht hat, haben auch die Feinde, und mit Bezug auf Artillerie ganz besonders die Franzosen, gezogen. In der Sommeschlacht trat nun im Anfang an manchen Stellen der Augenblick ein, daß die feindliche Artillerie überlegen war und unsere eigene, treu ausharrende, sowohl an Geschützen wie an Kalibern in der Minderzahl befindliche Artillerie niedergelämpft wurde. Der Artillerist bleibt stehen, auch wenn sein Geschütz zertrümmert und zum Stillstehen gebracht ist. Er geht stets Treue um Treue. Der Deutsche verläßt den Deutschen nicht und das gibt uns die Gewißheit, daß die stählerne Mauer da vorn so lange halten wird, wie es notwendig ist, d. h. bis unsere Feinde eingesehen haben: ein Niederbringen der deutschen Front ist unmöglich.

Und noch eins. Unsere Feinde machen die Welt zurzeit glauben, das Deutsche Reich sei auf der ganzen Front endgültig in die Defensive gedrängt und das sei der Anfang vom Ende, denn jede Verteidigung, sei sie auch noch so stark, müsse einmal mit der Uebergabe endigen. Sie irren sich. Fragt unsere Leute im Graben, Hunderte von Malen sind die Leute nach den sieben unerhörten Tagen des Trommelfeuers an ihre noch lebenden Offiziere herangetreten mit der feindseligen Bitte: „Herr Leutnant, Herr Hauptmann, führen Sie uns doch zum Sturm. Wir schafen's, wir schafen's die da drüben, wir wollen raus und ihnen an den Leib, es gelingt doch sicher.“ Das ist der nie zu brechende Mut des Offiziers des deutschen Mannes.

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

„Und noch eins. Unsere Feinde machen die Welt zurzeit glauben, das Deutsche Reich sei auf der ganzen Front endgültig in die Defensive gedrängt und das sei der Anfang vom Ende, denn jede Verteidigung, sei sie auch noch so stark, müsse einmal mit der Uebergabe endigen. Sie irren sich. Fragt unsere Leute im Graben, Hunderte von Malen sind die Leute nach den sieben unerhörten Tagen des Trommelfeuers an ihre noch lebenden Offiziere herangetreten mit der feindseligen Bitte: „Herr Leutnant, Herr Hauptmann, führen Sie uns doch zum Sturm. Wir schafen's, wir schafen's die da drüben, wir wollen raus und ihnen an den Leib, es gelingt doch sicher.“ Das ist der nie zu brechende Mut des Offiziers des deutschen Mannes.

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

„Und noch eins. Unsere Feinde machen die Welt zurzeit glauben, das Deutsche Reich sei auf der ganzen Front endgültig in die Defensive gedrängt und das sei der Anfang vom Ende, denn jede Verteidigung, sei sie auch noch so stark, müsse einmal mit der Uebergabe endigen. Sie irren sich. Fragt unsere Leute im Graben, Hunderte von Malen sind die Leute nach den sieben unerhörten Tagen des Trommelfeuers an ihre noch lebenden Offiziere herangetreten mit der feindseligen Bitte: „Herr Leutnant, Herr Hauptmann, führen Sie uns doch zum Sturm. Wir schafen's, wir schafen's die da drüben, wir wollen raus und ihnen an den Leib, es gelingt doch sicher.“ Das ist der nie zu brechende Mut des Offiziers des deutschen Mannes.

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

haben vor den gefangenen vorbeigegeführten deutschen Besatzungen die Waffen präsentiert. Wir brauchen diese fremde Anerkennung nicht. Wer einmal mit deutschen Soldaten gefochten hat, der weiß: sie werden ihre Pflicht tun bis zum äußersten, bis zum Tode. Die Achtung und die Bewunderung unseres einfachen Soldaten, des Mannes im Graben, steigen sich auch hier vorn, wo der Kriegslärm und das Kriegsgetriebe, etwas Alltägliches sind, von Tag zu Tag.

Damit ist aber gerade unser deutsches Heer jenes unüberwindliche Volkstheer geworden, das kein noch so schwerer Ansturm der Feinde zu brechen vermöchte. Offizier und Mann gehören fest zusammen, im besonderen der Infanterist im Graben mit seinen Leutnants und Hauptleuten bis herauf zum Bataillonsführer. Sie sind ein Ganzes. Nie werden unsere Leute ihren verwundeten Unteroffizier oder Offizier auch im schlimmsten Trommelfeuere liegen lassen. Sie tragen ihn freiwillig aus eigenem Antrieb heraus und mag es auch noch einen weiteren Duhnd die Knochen kosten. Unsere Leute nehmen ihre toten Unteroffiziere und Offiziere mit, um sie ehrenvoll zu begraben. Um manchen beliebten Mann, der vorn in der Hölle sein Leben ließ, sind manche andere gestorben. Man mag auch seinen toten Kameraden nicht der zerstörenden Wirkung der Geschosse überlassen und will ihm das ehrende Begräbnis geben. Ich sah trauernde Schwestern am Grab ihres Regimentssoldatens, der den Hedentod fand, als er andere retten wollte. Ich sprach viele Augenzeugen heroischer Taten, die verklingen werden, wie so viele andere in diesem Weltkriege vor ihnen. Der Mann im Graben wird auch durch siebenstägiges Trommelfeuere nicht abgestumpft. Er geht stets Treue um Treue. Der Deutsche verläßt den Deutschen nicht und das gibt uns die Gewißheit, daß die stählerne Mauer da vorn so lange halten wird, wie es notwendig ist, d. h. bis unsere Feinde eingesehen haben: ein Niederbringen der deutschen Front ist unmöglich.

Und noch eins. Unsere Feinde machen die Welt zurzeit glauben, das Deutsche Reich sei auf der ganzen Front endgültig in die Defensive gedrängt und das sei der Anfang vom Ende, denn jede Verteidigung, sei sie auch noch so stark, müsse einmal mit der Uebergabe endigen. Sie irren sich. Fragt unsere Leute im Graben, Hunderte von Malen sind die Leute nach den sieben unerhörten Tagen des Trommelfeuers an ihre noch lebenden Offiziere herangetreten mit der feindseligen Bitte: „Herr Leutnant, Herr Hauptmann, führen Sie uns doch zum Sturm. Wir schafen's, wir schafen's die da drüben, wir wollen raus und ihnen an den Leib, es gelingt doch sicher.“ Das ist der nie zu brechende Mut des Offiziers des deutschen Mannes.

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfesform. Die da drüben werden eines Tages daran denken müssen, wenn die Feldgrauen wieder vorbrechen, „um es zu schaffen.“ Der Offiziersgeist unseres Heeres ist ungebrochen. Gerade der Mann im Graben, der vorderste Feinde, besitzt ihn. Seine Sehnsucht ist wohl der heimliche Herd, aber in noch viel höherem Maße ist es der feindliche Graben gegenüber, der ihn wie ein Magnet anzieht, und das Wertwürdige dabei ist, daß es gerade die sind, die diesen Wunsch hegen, die den Krieg in allen seinen Schrecken von Anfang an mitgemacht haben. Welcher Feind will wagen, den Siegeswillen eines solchen Volkes in Waffen zu brechen?

Wir sind allerdings zurzeit in der Verteidigung, aber das ist ein wenig zuzugende Kampfes